



Marktplatz der Sensationen

egon erwin kisch

N U L L
NP
P A P I E R

Egon Erwin Kisch

Marktplatz der Sensationen

Egon Erwin Kisch

Marktplatz der Sensationen

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2024
Klosterstr. 34 · D-40211 Düsseldorf · info@null-papier.de
EV: Aufbau-Verlag, Berlin, 1947, 1974
3. Auflage, ISBN 978-3-962817-11-4



null-papier.de/newsletter

Inhaltsverzeichnis

Von den Balladen des blinden Methodius	3
Im Innern von »S. Kisch & Bruder«	20
Wirklich gedruckt	44
Das tätowierte Porträt	70
Vorträge und Theater	89
Deutsche und Tschechen	115
Die alten Herren	129
Kämpfe um die Lokalnotiz, speziell um Selbst- morde	146
Vom großen Zorn dieser Reporter	164
Sonnenthal im letzten seiner Tode	176
Debüt beim Mühlenfeuer	182
Weihnachtsbescherung	199
Die unabsehbaren Konsequenzen	218
Die Mutter des Mörders	234
Die Wasserkatastrophe von Konopischt	250
Zyankali gegen den Generalstab	267
Tötet der Buchstabe?	288
Die zusammengewachsenen Schwestern	308
Die Himmelfahrt der Galgentoni	323
Der Mordversuch und der Mord an meinem Onkel	357
Magdalenenheim	369

Ein Mädchen, das des Mörders harrt	383
Wie ich erfuhr, dass Redl ein Spion war	398
Von der Reportage	426
Perverses Vorspiel	442
Ein Reporter wird Soldat	458
Kriminalfall wie keiner	474
Ausgangsstation	487
Gesungene Lokalchronik	498
»Auswärtige« Berichterstattung	511
Kaiserlich-Königlich Allzumenschliches	516
Vom Papst persönlich	534
Verrat der Ordre de Bataille	543

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr

Jürgen Schulze

null-papier.de/kontakt

Kisch bei Null Papier

- [Paradies Amerika](#)
- [Der Mädchenhirt](#)
- [Schreib das auf, Kisch!](#)
- [Geschichten aus sieben Ghettos](#)
- [Der rasende Reporter](#)
- [Entdeckungen in Mexiko](#)
- [Marktplatz der Sensationen](#)
- [Hetzjagd durch die Zeit](#)
- [Wagnisse in aller Welt](#)

Von den Balladen des blinden Methodius

Mag es auch klingen wie eine Geschichte aus der Zeit der Romantiker, so muss doch damit begonnen werden, dass der blinde Methodius in unserem Hof eine Art von Balladen singt. Der Flur, der in diesen Hof mündet, ist breit und gewölbt und dennoch voller Dunkelheiten, Eisentüren rechts und links verschließen vier nie betretene Verliese. Am Kellereingang baumelt ein Eisenring mit dem Rest einer geheimnisvollen Kette, und im Keller selbst wissen wir einen Rittersaal mit Nebenräumen, aus denen einstmals zwei Gänge zum Rathaus führten und zur Teinkirche. Wenn wir erwachsen sind, werden wir diese längst verschütteten Gänge wieder freilegen, sie bewaffnet durchschleichen und etwas Großes vollführen, das ist sicher.

Unser Hof ist in der Höhe des ersten Stockwerks von einem Spalier edler Säulen aus dem sechzehnten Jahrhundert umgeben. Über die Balustrade gelehnt, lauschen Frauen und Jungfrauen dem Sang des blinden Methodius, und zwischen den Säulen hängen Lambrequins.

Aber diese Teppiche sind keineswegs zum Schmuck der Fassade ausgelegt, sondern zwecks Entstaubung eben aus den Wohnungen gebracht worden, und die lauschenden Frauen sollten rechtens die Teppiche

klopfen, die Bettpolster und Bettdecken lüften oder Wäsche zum Trocknen aufhängen, statt zu lauschen.

Allerdings singt der blinde Methodius wunderschön, sein Tremolo flattert das Flurgewölbe entlang, dringt sicherlich, der Eisentüren spottend, in die nie betretenen Verliese, in den unterirdischen Rittersaal hinab und in die verschütteten Gänge der böhmischen Vergangenheit und unserer Zukunft. Gleichzeitig erreicht sein Singen die höheren Regionen, denn wie aus den Arkaden des ersten Stockwerks lehnen sich auch aus den Fenstern des zweiten und dritten die Hausfrauen und Dienstmädchen.

Wenn ich von mir auf andere schließen darf, so ist es nicht allein die schöne Stimme des blinden Methodius, die ihm Auditorium verschafft, und ebensowenig die Melodie seiner Lieder. Nein, der Text siegt über den Ton, die Literatur über die Musik.

Wie schon im ersten Satz gesagt wurde, ist es eine Art von Balladen, was der blinde Methodius singt. Worte, die zu Beginn eines Buches stehen, sind gewöhnlich dazu da, den künftigen Leser festzuhalten, und man soll solche Worte nicht allzu wörtlich nehmen. In unserem Fall aber stimmt die Aussage, dass der blinde Methodius eine Art von Balladen singt, eben nur dann, wenn man sie wörtlich nimmt, das heißt, die Ballade gleichsetzt einer Begebenheit in Gedichtform. In diesem Sinne ist der blinde Methodius so ausschließlich Balladensänger, dass er es verschmäht, etwas anderes zu singen, etwa eine Arie, ein Lie-

beslied, ein Couplet oder gar einen von den Schmachtfetzen des Tages, obwohl er deren Melodien verwendet. Niemals richtet er an Daisy die Frage: »Wann wird die Hochzeit sein?«, niemals fordert er vom Glühwürmchen, Glühwürmchen, dass es flimm're, niemals beteuert er, er »hätt' geküsst die Spur von deinem Tritt, hätte' gerne alles für dich hingegeben«. Sein Repertoire besteht durchweg aus Begebenheiten, die mehr oder minder Geschichte waren, Geschichte sind oder Geschichte sein werden, also aus Balladen.

Nun könnte jemand einwenden, dass die Ballade neben der Inhaltsforderung auch bestimmten Formgesetzen gerecht werden müsse und die Gesänge des blinden Methodius demnach nur Bänkel seien.

Ein solcher Versuch, den blinden Methodius und seine Texte auf ein tieferes Niveau zu verweisen, begegnet unserem Veto. Warum macht man ihm und seinesgleichen die Primitivität, die Naivität, den Mangel an Form zum Vorwurf, wenn all das dem Volkslied, soweit es nur Gefühle ausdrückt, als Vorzug angerechnet wird? Warum gelten jene Balladen von Gottfried August Bürger und Edgar Allan Poe am höchsten, die weder ein geschenes Geschehen noch ein mögliches Geschehen behandeln, sondern Gespensterspuk? Warum predigt der Balladendichter Friedrich Schiller die Irrealität? Die Antwort lautet: Selbst in der Literatur ist eine konkrete Aussage gefährlich, denn jede Wahrheit enthält potentielle Kritik und Auflehnung.

Wir aber setzen dem Wort: »Was sich nie und nim-

mer hat begeben, das allein veraltet nie« entgegen: »Was sich stets und immer wird begeben, das allein veraltet nie.«

Selbstverständlich wird diese Abschweifung hier nicht um des blinden Methodius willen unternommen, der die Worte »Ballade« und »Bänkel« wohl nie gehört hat und dem es egal sein mag, ob man sein Repertoire der Literatur zurechnet.

Dennoch hat er seine Sängereitelkeit. Da er sein Publikum nicht sehen kann, muss er sich auf andere Weise vergewissern, dass ein solches versammelt ist. »Die Strophe ist schön, nicht wahr?« fragt er nach jeder Strophe, und die Damen vom hohen Balkon bestätigen ihm durch Zuruf, dass die Strophe schön ist, sogar sehr schön.

Mich muss der blinde Methodius nicht fragen, ob ich anwesend bin. Ich stehe den ganzen Tag über neben seinem Schleifrad. Wiederholt ruft meine Mutter mir die Mahnung herunter, nicht so nah heranzugehen, sie befürchtet, Funken könnten mir ins Auge fliegen.

Sein Name flößt mir Bewunderung ein, obwohl in Prag genug Knaben nach einem der Slawenapostel Cyrill oder Methodius heißen. Auch sein Alter imponiert mir, er ist – vor allem am Anfang unserer Bekanntschaft – sehr, sehr alt, wenn auch nicht so alt wie die Erwachsenen, deren Alter überhaupt nicht messbar ist. Der Haarwuschel auf seinem Kopf ist von dem gleichen Gelb wie die Uniformkragen der Sechser-Drago-

ner, die in meines Vaters Geschäft einkaufen. Der blinde Methodius ist Lehrling beim Messerschmied Koschka in unserem Haus, aber er wohnt im Blindeninstitut und trägt die dicke, dunkelgraue Anstaltskleidung mit den riesigen Hirschhornknöpfen. Wenn er abends nach Hause geht, tappt er mit einem armstarken, zwei Meter langen Bambusstab vor sich her, an dem eine Glocke hängt. Die Droschken halten an, während er die Fahrbahn überschreitet, und die Fußgänger sehen ihm nach wie einem Schwimmer in gefährlichem Wasser, jedoch der blinde Methodius merkt nichts von der Beachtung, die er erregt.

Frühmorgens fegt er den Laden des Herrn Koschka, putzt das Schaufenster und stellt sich dann an sein »Velociped«, um die vielen breiten Scheren der Tuchhändler aus dem Ledergässchen zu schärfen, manchmal auch Rasiermesser, Taschenmesser und Fleischermesser oder gar, wie schön, Sicheln und Sensen aus dem Eisenwarenladen des Herrn Lüftner. Es knirscht das Eisen, es sprüht der Stein, es singt der blinde Methodius, und es hören viele begeistert zu, darunter der künftige Schreiber dieses Buches.

Noch heute weiß ich die methodeischen Lieder auswendig und würde sie gern im Wortlaut hierhersetzen, wären sie nicht zu sehr aus dem Geist der tschechischen Sprache geboren, sodass sie in der Übersetzung sowohl Reim wie Sinn verlören. Das erste, das ich hörte, beginnt so: »Schubsen wir verwegen, Windischgrätz, dieses Kalb, wirft uns von der Kleinseite her Ku-

geln in den Hinteren.«

Wir Kinder glauben, es seien Murmeln, die Windischgrätz, dieses Kalb, uns in den Hintern wirft, und schubsen verwegen. Nach jeder Silbe des Wortes »Hin-te-ren« macht der blinde Methodius eine Kunstpause, in welche die Zuhörerinnen hineinkreischen und die Funken zwischen Schleifstein und Klinge aufprasseln wie die Raketen am Sankt-Nepomuks-Tag.¹

Die Aktualität dieses Liedes ist längst verblasst, es entstammt der Prager Revolution von 1848, ihrem letzten Tag, an dem vom Stadtteil Kleinseite aus der österreichische General Fürst Windischgrätz das Bombardement auf die Bürgerschaft eröffnete.

Darüber hat mich – es war in meinem ersten Schuljahr – mein Vater aufgeklärt, als er merkte, dass ich etwas singe, ohne es zu verstehen. Der Windischgrätz, so erzählte mir mein Vater, hat in Prag übel gehaust, und dafür hat ihn Gott bestraft. Mitten im Zimmer wurde seine Frau von einer Kugel getötet, obwohl die Straße vor dem Palais menschenleer war und niemand einen Schuss gehört hat.

»Die Straße war leer?« fragte ich atemlos, »und niemand hat den Schuss gehört?«

»Nicht einmal der Wachtposten vor dem Haus«, antwortete mein Vater.

»Wer hat sie also erschossen?«

Mein Vater legte den Finger an die Lippen: »Das ist ein Geheimnis, ein sehr großes Geheimnis.«

Aber da ich nicht zu drängen aufhörte, erzählte er:

»Damals war ich ein kleiner Junge, nur vier Jahre älter als du heute bist. Mein Mitschüler Kreibich, Eduard, wohnte in der Zeltnergasse; sein Vater hatte dort ein Modewarengeschäft, dem Militärkommando gegenüber. Der Edi konnte alles mögliche zusammenbasteln, er war sehr geschickt, nicht so ein Schlemihl wie du. Wir spielten oft miteinander, auch damals im Juni 48, als wir alle sehr aufgeregt waren wegen der Soldaten, die Wien gegen Prag schickte. Der Edi hatte gerade etwas Wunderbares hergestellt: eine Kanone.«

»Eine wirkliche Kanone?«

»Natürlich keine wirkliche, sondern ein Spielzeug. Ihr Lauf war aus unserem Hausschlüssel gemacht und ...«

Heiß und mit aufgesperrtem Munde hörte ich zu. Eine erschossene Fürstin – ein Geheimnis, das mir enthüllt wurde – eine Geschichte von Buben – eine Kanone aus Kinderhand – und nun gar unser Hausschlüssel! Unser Tor hat solch riesige Schlüssel.

»Aus unserem Hausschlüssel?« unterbrach ich, »wieso hatte er denn unseren Hausschlüssel?«

»Frag nicht so viel«, brummte mein Vater ärgerlich. Hatte er mehr gesagt, als er sagen wollte? »Es war eben ein Hausschlüssel. Aus dem hat der Edi die Kanone gemacht und sie auf einer Lafette befestigt, weißt du, auf einem Gestell mit Rädern, damit sie fahren kann. Und aus einem kleineren Schlüssel haben wir Munition gegossen, das sind Kugeln, und haben im Zimmer geschossen. Als es in Prag losging, hat mir

der Edi gesagt: ›Ich bleib' den ganzen Tag am Fenster, und wenn drüben der Obergeneral ins Zimmer kommt, schieß' ich ihn tot.«

»Also hat der Edi die Frau Windischgrätz erschossen?«

»Das weiß ich nicht, ich war nicht dabei. Aber als man am Pfingstmontag vom Tode der Fürstin erzählte, haben viele Leute gesagt, das sei sicherlich leeres Gerede, nur ich hab's gleich geglaubt.«

»Papa, kann man denn mit einer Kinderkanone einen Menschen totschießen?«

»Wenn Gott will, schießt ein Besen.«

So schloss mein Vater. Erst lange Jahre hinterher kam ich zur Überzeugung, dass ein Besen nicht schießt, auch wenn Gott will. Ich dachte nach, warum mein Vater die Geschichte erfunden habe, und erklärte es mir so: Er hatte von einem Geheimnis gesprochen, und hernach konnte er ohne Einbuße seiner väterlichen Autorität nicht eingestehen, dass er das Geheimnis selber nicht kenne.

Jedenfalls ist der Täter nie entdeckt worden, und die Nachforschungen wurden derart geheimgehalten, dass sie nicht einmal der Polizei anvertraut, sondern

immediat² dem Geheimarchiv der k. k. Statthalterei überwiesen wurden. Dieses Archiv hörte erst auf, geheim zu sein, als 1918 die k. k. Statthalterei stattzuhalten aufhörte, weil die österreichische Monarchie zu sein aufgehört hatte. Die alten Schriftstücke übersiedelten in das Archiv des tschechoslowakischen Innen-

ministeriums und waren nicht mehr geheim. Bei einem Besuch in diesem Archiv erinnerte ich mich des Falles, der mich in der Erzählung meines Vaters erstmals so bewegt hatte, und ich ließ mir das Dossier »Tod der Fürstin Eleonora Windischgrätz« holen, ein dickbäuchiges Konvolut.

Ich überflog die ersten Aktenstücke: Protokolle über Haus- und Wohnungsdurchsuchungen nach einer allfällig in Betracht kommenden Schusswaffe, vorgenommen in den dem k. u. k. General-Kommando gegenüberliegenden Objekten; Einvernahme von zwei auf dem Wege vom Clementinum zu den Barrikaden festgenommenen Kurieren Michael Bakunins, der den Aufstand geleitet hatte; Kreuzverhör mit dem Techniker Maur und anderen verdächtigen Zivilpersonen; etc. etc.

Da war nicht durchzukommen. Schon wollte ich den Aktenstoß zurückstellen, als mir auffiel, dass von einem Bogen ein Siegel herabbaumle. Zwar sind Hängesiegel in einem Archiv nichts Besonderes, pompöse Petschafte in kostbaren Kapseln hängen an Seidenschnüren von jeder Bulle und jeder Gerechtsame, was aber hatte ein solch mittelalterliches Sigillum an einem Aktenstück aus meines Vaters Zeit zu suchen?

Und siehe da, es war auch kein Siegel, vielmehr war es ein hölzernes Rädchen von einem Kinderspielzeug und hing als Corpus delicti herab von einem acht Seiten langen Protokoll, aufgenommen am 19. Juli 1848 mit dem p. Josef Kreibich, Inhaber eines Modewa-

rengeschäftes im Haus Cons.-Nr. 936 – I. Prag, Zeltnergasse. Im Protokoll war die Kanone des kleinen Eduard genau so geschildert, wie sie mein Vater mir geschildert hatte. Neu war mir nur, dass Vater Kreibich laut eigener Angabe seinem zehnjährigen Sohn Eduard, als selbiger einen Schuss aus der Kanone abfeuerte, ein Kopfstück gegeben und der Waffe einen Fußtritt versetzt habe, sodass dieselbe zerstört und hernach weggeworfen worden sei mitsamt zugehöriger Munition. Bei der behördlichen Haussuchung hat sich ein unzweifelhaft von der Lafette stammendes Rädchen vorgefunden und wird hiermit den Akten beige-schlossen.

Seit dem Todesschuss waren also fünf volle Wochen vergangen, ehe sich ein Verdacht gegen Edilenkte. Obwohl, wie aus dem langatmigen Protokoll hervorgeht, die Untersuchungsbehörde der Sache beträchtliche Bedeutung beimaß, konnte nichts bewiesen werden. »Wenn Gott will, schießt ein Besen« – gut, das mochte auch die hohe Obrigkeit glauben, aber einen solchen Willen Gottes vor Gericht zu stellen und abzuurteilen, wagte sie nicht.

Womit wir wieder zum blinden Methodius zurückkehren wollen, der uns singend über die Weltgeschichte aus Vaters Tagen belehrt. Im Laufe seines Lebens, das von 1838 bis 1901 währte, hat mein Vater nur zwei historische Ereignisse aus der Nähe erlebt, eben jenen Prager Aufstand von 1848 und den Krieg zwischen Österreich und Preußen. Die haben seine Le-

bensweise wenig verändert, und er pflegte sich wiederholt zu rühmen, seit seiner Jünglingszeit immer im gleichen Bett geschlafen zu haben. Seinen Söhnen gönnte das Schicksal keine so stete Lagerstatt. Einer fiel 1914 jung im Weltkrieg, einer, der für den Anschluss Österreichs und für ein Großdeutschland schwärmte, mag sich darum im Bannbezirk Hitlers nicht glücklicher fühlen, einer ist durch die Invasion der Tschechoslowakei grausam von Frau und Kindern getrennt, einer wirkt als Arzt der chinesischen Armee in Bombardements, Wolkenbrüchen und Erdbeben, und einer wurde auf langen Umwegen nach Mexiko verschlagen, wo er diese Memoiren aus anderen Zeiten und Breiten schreibt.

Aber der blinde Methodius hält noch bei Vaters Zeit. Durch seine Lieder erlebe ich die Schlacht von Königgrätz, ohne es zu wissen, ähnlich dem Helden der Stendhalschen »Kartause von Parma«, der nicht ahnt, dass er an einer Schlacht teilnimmt und den nahen Ort namens Waterloo nicht kennt. Jahrelang höre ich den blinden Methodius vom Blutvergießen in Sadowa singen, von aufeinander lossprengenden Reitern bei Stezery und von zahl- und namenlosen Holzkreuzen bei Horenowes, aber all das sind mir nur böhmische Dörfer. Denn die deutsche Klio hat die Spitze ihres Zirkels ins Städtchen Königgrätz gespießt und einen Kreis gezogen, in dem die Schauplätze Horenowes und Sadowa und Stezery verschwanden. Dagegen hat die französische Klio das Dorf Sadowa zum namengeben-

den Mittelpunkt genommen und solcherart Königgrätz im Kreisdunkel versinken lassen. Revanche de Sadowa pour Königgrätz.

Zum Preise eines heimischen Räubers lässt der blinde Methodius ein aufregendes Lied ertönen. In den dramatischen Steigerungen ähnelt es den Puppenspielen auf dem Weihnachtsmarkt, aber es ist noch schöner, weil es gereimt ist und gesungen wird, das Messer am Schleifstein knirscht und goldene Sternchen prasseln.

Gar viele edle Moritaten verübt der Räuberhauptmann Babinsky, bevor er gefangen wird und in der Zelle schmachten muss, eiskalte Ketten an Händen und Füßen. Da bekommt er Damenbesuch, eintritt seine jungfräuliche Geliebte. Der Räuber Babinsky enthüllt ihr, er sei der Räuber Babinsky, was sie eigentlich wissen musste, denn wie hätte sie ihn sonst aufsuchen können. Morgen, fügt er hinzu, werde seine Hinrichtung begangen werden. Daraufhin sinkt sie tot um, und das Schleifrad des blinden Methodius bleibt brüsk stehen.

Eines seiner Lieder, sein Bravourstück, musste der blinde Methodius viele, viele Jahre später aus seinem Repertoire streichen. Von diesem Lied verstehen wir Kinder überhaupt nichts und geben dem Hannchen, einem kleinen Mädchen aus dem dritten Stock, auf Grund dieses Liedes den Beinamen Hanka Falschheit. In Wirklichkeit gilt der Name Hanka des Liedes einem Mann, und auch der wird nicht der Falschheit beschul-

dig, sondern gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen.

Es handelt sich um den Museumsbeamten Wenzel Hanka, der 1817 in einem Turm der Königinhofer Kirche eine frühmittelalterliche Handschrift entdeckt hatte. In den Gelehrtenkreisen der Welt erregte dieser Fund Aufsehen und warmes Interesse für die tschechische Kultur, die nun als ein Ahne der europäischen da stand. Deshalb musste es auf tschechischer Seite Empörung hervorrufen, als fünfzig Jahre hernach in der Prager deutschen Zeitung »Tagesbote« ein anonym er Paläograf (wieder fünfzig Jahre später eruierte ich, dass es der Bibliothekar Zeidler gewesen war) die Echtheit der Handschrift anzweifelte. Der Redakteur des »Tagesboten«, David Kuh, wurde wegen Verleumdung verurteilt, nicht gemildert aber wurde der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen, der durch die Verdächtigung der Königinhofer Handschrift entbrannt war. »Verleumder« riefen die einen, »Fälscher« die anderen.

Da verschoben sich plötzlich die Fronten dadurch, dass zwei tschechische Gelehrte, Gebauer und Masaryk, mit vollem Namen und wissenschaftlichen Beweisen die Königinhofer Handschrift als eine von Wenzel Hanka verübte Fälschung erklärten. Gegen Gebauer und Masaryk richteten nun deren Konnationalen ihre Wut in allen Formen, auch in der des Liedes, das der blinde Methodius sang. In dem Lied wird behauptet, die beiden Verräter wollen dem tschechischen Volk

das Recht auf nationale Vergangenheit und damit auch auf nationale Zukunft absprechen und sogar bestreiten, dass je ein böhmisches Mädchen einen Blumenstrauß aus einem Bach gefischt habe, wie in der Köninghofer Handschrift geschrieben steht. (Diese Stelle aus dem Hanka'schen Fund hat Goethe unter dem Titel »Das Sträußchen« ins Deutsche übertragen.)

Alles, was auf der Welt existiert – so höhnt der Refrain des blinden Methodius –, ist eine Fälschung Hankas, und als Schlussakkord ergeht die Aufforderung, den beiden Volksfeinden den Kopf zurechtzusetzen. »Lasst die Herren es verspüren / Dass sie nicht mehr masarykieren / Was verehrt ein jeder Tschech! / Sonst droht ihnen großes Pech / Wie mit dieser Schreibung / Dass alles Hankas Fälschung sei.«

Dennoch hat jener Masaryk all das weiter »masarykiert«, was verblendeten Nationalisten heilig war, und er hatte deshalb mehr als bloß Spottlieder zu überwinden, ehe er seinem Volk einen eigenen Staat schuf. In diesem Staat konnte der blinde Methodius das Lied nicht mehr singen. Das aber ist Zukunft, vom Standpunkt meiner Knabenzeit gesehen.

Als Gegenwart, als eine des Besingens würdige Gegenwart bringt uns der Moldaufluss die Zeit zum Bewusstsein, da er rasend und reißend wird und das altstädtische Festland in einen Archipel verwandelt. Einige Tage vorher hat uns Hannchen, genannt Hanka Falschheit, im Keller über die Geheimnisse der Liebe aufzuklären versucht (sie zog die Sache von der ver-

kehrten Seite auf), und heute ist der unterirdische Rittersaal überschwemmt, als hätte der Himmel die Sintflut über dieses Sodom und Gomorrha geschickt. Bis hinauf zum Kellereingang schaukelt das durch die Kanalröhren eingedrungene Wasser, der Hof ward zum Teich, und der blinde Methodius muss samt seinem Schleifrad in die Loggia des ersten Stocks übersiedeln. Mit blitzblanken Helmen, schnaubenden Pferden und einer riesengroßen Pumpe fährt die Feuerwehr in unserem Hof auf, um das Wasser auszupumpen.

Uns genügt diese Sensation nicht, allzu aufregende Nachrichten dringen aus der Gegend des Kais, wohin es für Kinderbeine kaum zehn Minuten zu rennen ist. Wir rennen unter der Führung Hannchens, genannt Hanka Falschheit, zunächst zum Bethlehemsplatz und an den Rand der Postgasse, in der die Leute beneidenswerterweise auf Schinakeln fahren. Hernach wagen wir uns zum Moldau-Ufer vor. Dieses kommt uns allerdings auf halbem Weg entgegen. Kaiser Karl IV., der bisher auf dem Festland gestanden, steht jetzt im Wasser, die Wellen spielen um die Goldene Bulle in seiner herabhängenden Hand, und es sieht sehr unanständig aus, wie von dieser Bulle die Tropfen fallen. Jubelnd sehen wir, dass die Fluten die ewige Karlsbrücke so zerbrochen haben, wie wir unsere Spielzeuge zu zerbrechen pflegen, bums. Verschwunden sind die Heiligenstatuen.

Was die Wogen alles vor sich her treiben! Möbelstücke, Hütten, Bäume, Balken, Fässer, Telegrafenan-

gen! Und auf einem schwimmenden Dach bellt verzweifelt ein weißer Hund.

Pioniertruppen mit Pontons sind von überallher herangezogen, um zu retten, was zu retten ist.

Kaum drei Wochen später singt der blinde Methodius, mit seinem Schleifrad in unserem Hof stehend, der wieder ein Hof und kein Teich mehr ist, ein Lied von der großen Prager Wassernot. Es ist ein parodistisch Lied »von dem Schrank, der ertrank« und dem ein Pionier nachschwamm, und von einer Bank, auf der Großmama saß. Auch der weiße Hund hat eine Strophe, die ihn verspottet: er belle, um Brandstifter fernzuhalten. Von den Brückenheiligen wird gesungen, dass sie es vergeblich dem Sankt Nepomuk gleichzutun versuchen, der seinerzeit hier ertränkt wurde und von strahlenden Sternen umgeben wieder zum Vorschein kam. Und Karl IV. erkältet sich den Bauch mitsamt seiner Bulle.

Wir Kinder haben all das, was das Lied behandelt, mit eigenen Augen gesehen, drei Wochen lang haben wir das Geschaute lärmend und gestikulierend besprochen, und nun, nun singt uns der, der nicht dabei war, den Bericht.

Das kommt mir komisch vor.

1. Sankt Nepomuk, böhmisch-katholischer Schutzheiliger, dessen am 16. Mai gedacht wird. <<<

2. (engl.) sofort [<<<](#)

Im Innern von »S. Kisch & Bruder«

Der düstere Flur, der, vom Hof kommend, die Gesänge des blinden Methodius an den nie betretenen Verliesen vorbeileitet, führt durch einen skulptierten Torbogen ins Hell der Straße.

Wahrlich, eine helle Pracht ist dieses Portal. Zwei steinerne Bären, die seit Jahrhunderten das Gold ihres Fells bewahrt haben, hüten das Tor, ihrerseits behütet von zwei mit Ruten bewehrten Jünglingen. Unten, fast in Straßenhöhe, sprießen aus den Mündern zweier menschlicher Profile dichte Ranken, Früchte und Blätterwerk, zuerst aufwärts und dann in leichter Rundung sich einander zuwendend. Das Gezweig umhüllt Säulen und Ornamente und lässt nur den goldenen Bären in der Höhe den gebührenden Platz.

Noch heute steht dieses Haus, es steht sogar unter Denkmalschutz, aber die Firmentafel neben dem schönen Portal ist für immer dahin – es sei denn, dass sie in einem der eisenverschlossenen Verliese stäke. Diese Firmentafel lautete: »S. Kisch & Bruder, Tuch-Handlung«. Eine tschechische Übersetzung stand nicht dabei. Der »S. Kisch« war mein Onkel, der »& Bruder« mein Vater.

Oberhalb des Geschäfts liegt unsere Wohnung; dort bin ich 1885 geboren, und diese Tatsache glaub-

ten die »Reiseführer für Prag und Umgebung« den kunsthistorischen Angaben über das Haus anfügen zu müssen. In der nazifizierten Ausgabe von 1934 fiel diese Mitteilung weg, und so wäre in einem künftigen Baedeker das Bärenhaus in der Melantrichova statt mit einem Sternchen mit zweien zu erleuchten, die- weil es einmal ein Geburtshaus war und dann auf- hörte, eines zu sein.

Vorläufig sind wir in der Vergangenheit, in der die Melantrichova den Namen Schwefelgasse führte, und jene Tafel »S. Kisch & Bruder« einen Ladeneingang und ein Schaufenster überquerte.

Im Hof, am Schleifstein des blinden Methodius, war ich damals ein begieriger Zuhörer. Auf dem großen Vorbau vor unserer Wohnung, wo mein ältester Bruder mit seinen Freunden tobte, war ich ein gedulde- ter Mitspieler. Im Keller, wo Hannchen, genannt Hanka Falschheit, uns ihre Kenntnisse beizubringen versuchte, war ich ein erstaunter Schüler. Im Laden aber war ich ein Kaiser – mehr als ein Kaiser: ein Feld- marschall. Ich befehligte ein Heer.

Der Verkaufsraum allerdings bot der Fantasie we- nig Spielraum. So langgestreckt und schmal er auch verlief, musste er sich doch gefallen lassen, durch den Ladentisch längsseits halbiert zu sein. Die Räumlich- keit sah, sofern ich's heute bedenke, geradezu wie ein Stollen aus: Schicht um Schicht lagerte in den Wän- den, zum Hangenden klonn man auf Leitern empor, des Abends sogar mit einer Laterne in der Hand. Ne-

ben den schwarzen und dunkelbraunen und dunkelblauen und dunkelgrauen Tuchen verschwanden die hellen Sommerstoffe ganz.

Von ganz anderer Art war die Egalisierungskammer: klein und quadratisch. Mir aber schien der Raum riesengroß und rund, und noch jetzt kreist er in meiner Erinnerung als eine hundertfarbig leuchtende und sprühende Kugel, in deren Innern ich sitze und hinwegrolle über Festungen, Feinde und Schlachtfelder. Die Ballen hier sahen mitnichten so plump und so dick und so ernst drein wie jene im Stollen der Anzug- und Mantelstoffe. Lustig und luftig spielten sie in allen und noch viel mehr Farben; ohne Rücksicht auf die Reihenfolge der Regenbogenskala, ohne Rücksicht auf Ähnlichkeit oder Nuance schmiegt sich übereinander und aneinander.

Da lag Grelles auf Sanftem, Krapprot auf Saftgrün, Steingrau auf Karmesinrot, Apfelgrün auf Preußischblau, Zinnober auf Milch, Safran auf Tauben, Hecht auf Dotter, Himmel auf Ziegel, Wein auf Zitronen, Kirsch auf Oliven, Maus auf Gift, Schnee auf Bordeaux, Orange auf Schwefel, Lachs auf Kaffee, Stahl auf Kastanien. Sehr gefiel mir das Gelb der Sechser-Dröner, weil es mich an den Wuschel auf des blinden Methodius Kopf erinnerte, aber noch lieber hatte ich Papageigrün, wohl wegen des Namens, der mich in einen Urwald voll schwatzender Vögel versetzte.

Jeder österreichisch-ungarische Offizier und Sol-

dat trug auf dem Blusenkragen je zwei tuchene rechteckige Aufschläge in der Regimentsfarbe. Bei den Waffenröcken, die man zur Wache und zur Parade anlegte, bestanden sogar der ganze Kragen, die Epauletten und der Saum der Ärmel aus dem regimentfarbenen Stoff, und das wurde »Egalisierung« genannt, obwohl es die Armee nicht egalisierte, sondern, im Gegenteil, die Truppenkörper schon auf weite Sicht voneinander unterscheiden ließ, also unegalisierte.

In welcher Garnison die Regimenter auch immer stehen, an welchem Manöver auch immer sie teilnehmen und an welcher Grenze auch immer sie die Wacht halten mochten – gleichzeitig lagerten sie alle in unserer Egalisierungskammer – und harrten meiner Befehle. Das papageigrüne Infanterieregiment Nr. 91 war auch dabei, und dort wollte ich, der derzeitige Befehlshaber der ganzen Armee, später einmal als Soldat dienen, wenn ich zum Militärmaß herangewachsen sein würde.

Kam eine Militärperson in unseren Laden, so lief ich ohne Aufforderung in das Egalisierungszimmer, um stolz den richtigen Ballen mit der Regimentsfarbe des Kunden heranzuschleppen.

Einmal im Jahr, am Fronleichnamstag, hielten vormittags die Bürgermiliz mit den Zünften und der Feuerwehr, nachmittags das richtige Militär ihre Paraden ab. An sich war die der Bürgergarden die merkwürdigere, die Zunft der Fleischhauer schulterte riesige silberne Beile, die Bäcker trugen weiße Schürzen über

der Uniform, und auf die Bürgergrenadiere waren Fellmützen gestülpt, wahrhaftig so groß wie ihre Träger selber. Das Aufregendste an diesen bärbeißigen Gestalten war, dass ich viele von ihnen außerhalb der Bärbeißigkeit kannte, denn wenn sie nicht verzaubert waren wie eben jetzt bei der Parade, waren sie Gewerbsleute, die bei uns einkauften oder bei denen wir einkauften.

In dem Augenblick, da das Messeglöcklein in der Teinkirche zu läuten begann, erscholl der Befehl »General-Decharge«, und die Bürgersoldaten gaben aus ihren altfränkischen Flinten eine Salve ab, die sich von der der Militärsoldaten durchaus unterschied: es war kein einfacher Knall, sondern ein verknatterndes Feuer, und wenn endlich der letzte Schuss gefallen schien, der Kommandoruf zum Schultern schon hallte; ließ sich ein oder der andere verspätete Hinterlader noch ein Schüßchen entfahren.

Diese Schau vollzog sich auf dem Altstädter Ringplatz, der Bürgermeister und die Mitglieder des Stadtrats nahmen vor dem Eingang des Rathauses die Defilierung ab, und ich konnte aus dem Seitenfenster unserer Wohnung bequem zuschauen.

Der Parade des richtigen Militärs, die von der Garnisonskirche in der Königinhofer Straße über die Hauptstraße, den Graben, zog, bebte ich wochenlang entgegen.

Auf dem Balkon des Café Continental saßen wir Kinder der Stammgäste, und ich erzählte den anderen stolz auf, welchen Regimentern der Kordon hüben

und drüben angehörte und die Musikkapellen, die neben dem Palais Sylva-Taroucca Aufstellung nahmen; ich kannte sie ja alle nach ihrer Egalisierung. Die Erwachsenen hinter uns waren belustigt über diese Sachkenntnis, und ich höre noch, wie jemand zu meinem Vater sagte: »Ihr Junge wird entweder General oder Tuchhändler.«

Ich wurde rot, denn General zu werden war mein Geheimnis. Selbstverständlich würde ich General werden, das stand längst bei mir fest, ein General wie der Graf Grünne, der höchste General von Prag, mit grünem Federbusch und krapproten Lampassen. Die Stoffe seiner Uniform hatte ich mir im Laden bereits zurechtgelegt, nur sein Verhalten musste ich ihm noch abgucken.

Auf das Aviso »La-den!« ertönte ein einziger Schlag von vielen tausend Händen auf die Patronentaschen, auf das Kommando »La-det!« wurden gleichzeitig viele tausend Gewehre gefällt und Patronen in viele tausend Läufe geschoben, und auf den Befehl »Hoch an, Feuer!« knallte aus den vielen tausend Läufen ein einziger knapper Schuss.

Bis nun war die mit gelbem Sand bestreute Fahrbahn leer, eine Leere, umso feierlicher, umso erwartungsvoller, als ein Doppelrahmen sie umspannte: der Militärkordon und das vielreihige, dichte Spalier der Zuschauer.

In diese Leere kam es heran, teils hoch zu Ross, teils in Schritt und Tritt. Es blitzten die Säbel der Offi-

ziere im Bogen der Schwenkung. Es flatterten die ruhmreich zerrissenen Fahnen. Es wippten die Feldzeichen aus Laub auf den Tschakos.¹ Es zuckten die Schultern, es prellten die Beine hoch. Vor dem Palais Sylva-Taroucca drehten sich die Köpfe mit einem Ruck nach links, während die Hälse geradeaus weitermarschierten, die mit unseren Egalisierungen benährten Hälse; die ziegelroten Hälse der Dreiundsiebziger, die dunkelgrünen Hälse der Hundertzweier, die milchgrauen Hälse der Elfer, die marineblauen Hälse der Achtundzwanziger, ah, die papageigrünen Hälse der Einundneunziger, die orangeroten Hälse der Sechsendreißiger, und ihnen nach die Hälse der Jägertruppe, der Kavallerie, der Artillerie und des Trains. Die Musikkapellen spielten jeweils den Marsch des Tuchballens, der eben abgewickelt wurde, es gab ebenso viele Regimentsmärsche wie Regimentsfarben; den Castaldomarsch, den des Prager Hausregiments, summten und pffiften die Zuschauer mit.

Auf tänzelndem Apfelschimmel, den ein Soldat im Zaum hielt, saß vor dem Sylva-Tarouccaschen Portal der General Graf Grüne, sein strenge gerunzelter, furchteinflößender Blick war es, dem sich die Köpfe entgegenreckten und um dessentwillen die bunten Hälse selbstständig weitermarschierten, starr, ohne Richtung und Abstand zu verlieren.

So saß er da, so wird er da sitzen bis zu dem Tag, an dem ich an seiner Stelle dort sitzen werde mit strenge gerunzeltem, furchteinflößendem Blick. Ich

übte den Blick.

Man hatte mir erzählt, General Grünne habe eine Schlacht geführt, eine richtige Schlacht mit richtigen Soldaten! Dass es eine verlorene Schlacht war, hatte man mir nicht erzählt und auch nicht, dass Graf Grünne nicht der oberste Leiter jener Schlacht gewesen; aber das hätte ihm in meinen Augen keinen Abbruch tun, mich keineswegs davon abbringen können, sein Ebenbild werden zu wollen.

Etwas anderes brachte mich davon ab, und in meinem neunten Lebensjahr, in dem Alter, da die Begeisterung für Militarismus am lebhaftesten zu sprießen pflegt, musste die Parade meines Beiseins entraten. Denn ich hatte General Grünne aus der Nähe kennengelernt.

ER kam in unseren Laden, in Zivil, und dennoch erkannte ich IHN gleich. Ich zitterte vor Aufregung. Die Parade – der Apfelschimmel – die Hälse – die große Schlacht.

Seine Frau war mit und suchte für IHN eine Reihe von Zivilstoffen aus. ER stand daneben, sagte nichts, wie ER auch bei der Parade nichts gesagt hatte. ER begnügte sich, mit dem Blick, den ich kannte, mit dem strengen gerunzelten, furchteinflößenden Feldherrnblick, die defilierende Ware zu mustern. Zuletzt wurden Lodenstoffe für einen Jagdanzug vorgelegt, und die Generalin entschied sich für einen davon, IHM gefiel ein anderer besser, und ER äußerte das.

»Kusch!« zischte seine Frau ihn an.

Und der Feldherr? Er schwieg.

Beim Abendessen erzählte mein Vater der Mutter lachend die Szene. Mir aber war nicht zum Lachen zumute, ich war zerrüttet durch die Zurechtweisung, die sich mein General widerspruchslos hatte gefallen lassen.

»Wie kann sie ihm so etwas sagen?« mischte ich mich in das Gespräch meiner Eltern.

»Schweig«, sagte mein Vater. Er sagte nicht »kusch« zu mir. »Kusch« sagt man nur zu einem Hund. Und dass mein General das Wort wortlos eingesteckt hatte, konnte ich nicht fassen. Meine militärischen Zukunftspläne stürzten zusammen. Ich verlor meinen Beruf, musste einen neuen ergreifen.

Zur nächsten Fronleichnamsparade ging ich, wie gesagt, nicht mehr. Statt mit Zinnsoldaten spielte ich jetzt mit den Buchstaben meines Druckkastens, statt des Egalisierungszimmers wurde der unsichtbare Platz unter dem Stehpult unseres Verkaufsraums mein liebster Aufenthalt. Dort kam ich, durch eine Reihe von Ereignissen bewegt, auf den Einfall, eine Zeitung zu machen.

Die erste Zeitungsnachricht, die ich gelesen, oder besser gesagt, buchstabiert hatte, war kriminalistischer Natur. Ich war auf die Notiz aufmerksam geworden, weil mein Onkel (die vordere Hälfte der Firma »S. Kisch & Bruder«) das Verbrechen entdeckt hatte. Auch den Schauplatz, den Juwelierladen Rummel in der Jungmannsgasse, kannte ich gut, denn im glei-

chen Haus hatte mein Onkel seine Junggesellenwohnung. Oft war ich zu Besuch dort, es war ganz, ganz anders als bei uns zu Hause. Eine dicke Dame, die sich ohne Kleider hatte malen lassen, hing an der Wand, Fotografien von Cousinen und Tanten, die ich nicht kannte, und mitten unter ihnen das Bild eines männlichen Verwandten. Das war unser Urahn, der Hohe Rabbi Löw, ein großmächtiger Zauberer; er hatte sich aus Lehm einen lebendigen Sklaven geformt, der Golem hieß. Neben Onkels Bett lag ein Tiger, der aber tot war. Manchmal, wenn ich zu Besuch kam, fand ich die Wohnung versperrt, und der Onkel rief mir durch die Türe zu, auf der Straße zu warten. Dann stand ich vor dem Schaufenster des Juweliers Rummel, darin brillantene Schmetterlinge flatterten und kleine silberne Kutschen fuhren und komische Anhängsel für Uhrketten baumelten.

Eines Nachts, als Onkel Semi sehr spät nach Hause ging – er ging immer sehr spät nach Hause –, bemerkte er vom Flur aus einen Lichtschein im Rummelschen Laden. Er lauschte, hörte Geräusche, benachrichtigte den nächsten Polizisten und auf dessen Wunsch die Wachstube. Man umstellte das Haus, drang in den Laden ein und verhaftete einen Einbrecher.

Aus seinem Werkzeug und der Präzision seiner Arbeit schloss die Polizei, eines gefährlichen Internationalen habhaft geworden zu sein. Aber wer war er? Daktyloskopie gab es damals ebensowenig wie ein Ver-

brecheralbum mit Fotos aus aller Welt. Der Festgenommene besaß Legitimationspapiere mit seiner genauen Personenbeschreibung. Sie lauteten auf den Namen eines bisher unbescholtenen Geschäftsreisenden. Hatte er sie gefälscht?

Polizeikommissar Olitsch diktierte ihm, wie ich in der Zeitung »Bohemia« las, stundenlang Sätze, in die er unauffällig Worte aus den Dokumenten einflocht. Die Schrift des Verhafteten ergab keine besondere Ähnlichkeit mit der in den Papieren; entweder hatte der Einbrecher seine Handschrift bei der Herstellung der Dokumente verstellt, oder er verstellte sie jetzt; oder aber die Dokumente waren echt und er war wirklich zum ersten Mal auf Abwege geraten. Da, nach drei Stunden, der Geprüfte war offensichtlich müde geworden, diktierte ihm Olitsch schnell einen Satz, in dem das Wort »Bezirk« vorkam. Der Einbrecher schrieb »Bezierk«.

»Bezirk schreibt man nicht mit ie«, sagte Olitsch.

»Ach ja«, sagte der Mann und strich das e weg, »ich irre mich dabei immer.«

»Jawohl, Sie irren sich dabei immer. Aber ein Beamter würde Bezirk nicht falsch schreiben, das müssen Sie zugeben. Hier auf Ihrem Geburtsschein steht Bezirk mit ie, und in Ihrem Arbeitsbuch ist Bezirk ebenso falsch geschrieben.«

Daraufhin gestand der Verhaftete die Fälschung der Dokumente und seinen wahren Namen ein: Es war der eines steckbrieflich gesuchten Geldschrankkna-

ckers.

Diese Schilderung des Verhörs wirkte weit aufregender auf mich als das Lied vom Räuber Babinsky, und so blieb ich Zeitungsleser. Ich ahnte nicht, bald von einem Verbrechen in der Zeitung zu lesen, das mich weit mehr angehen sollte als der Einbruch beim Juwelier Rummel.

Die Firma »S. Kisch & Bruder« versandte zweimal im Jahr Musterkarten an Kundschaften in der Provinz. In der Ecke jedes Tuchmusters klebte ein kreisrunder Zettel, darauf Preis, Nummer, Art und Breite des Stoffes angegeben waren. Diese Vignettchen wurden in unserem Geschäft mittels einer Stanze hergestellt. Das tat ich sehr gern, und wenn keine für Geschäftszwecke zu stanzen waren, stanzte ich sie für mich. Aus einem der braunen Pappkartons, die zwischen die Seidenpapierblätter des Kopierbuchs gelegt wurden, damit sich der zu kopierende Brief nicht auf einen anderen abdrücke, stanzte ich eines Tages einen kleinen Kreis heraus, und, schau, schau, er glich ganz und gar einem kupfernen Kreuzer. Ich legte ihn vor den Ladeneingang, jemand kam des Weges, bückte sich danach und steckte den Fund in die Tasche. Kühn gemacht durch diesen Einzelerfolg, ging ich zur Massenproduktion über und verstreute Hartgeld, das de facto Papiergeld war, in unserer Straße.

Vom Wohnungsfenster aus; hinter dem Vorhang versteckt, beobachtete ich die Wirkung. Männiglich hob Kupfermünzen auf, um sie als Kartonblättchen

wegzuwerfen, mancher eilte wortlos weiter, sich des Hereinfalls schämend; die meisten aber schimpften, zumal dann, wenn sich zwei gleichzeitig hastig und energisch nach dem gleichen Geldstück bückten und ihre Köpfe dabei aneinanderstießen. Bald sammelten sich Gruppen und nahmen eine bedrohliche Haltung an, ohne zu wissen, gegen wen.

Aus dem ehemaligen Michaelskloster schaute ein Mann auf die Straße hinab, die ihrerseits auf ihn hinaufzuschauen begann. Er lächelte in aller Unschuld. Unten nahm man das für Hohn und schickte sich an, ins Haus zu dringen, jedoch gelang es dem Hausbesorger, das Tor rechtzeitig zu schließen. Ein herbeigeeilter Polizist verschaffte sich Einlass. Während dieser Szene kam meine Mutter ans Fenster, um zu sehen, was es gäbe; ich beschwor sie, sich nicht zu zeigen, kreidebleich erklärte ich ihr, was ich angestellt. »Ach was«, meinte sie, »es wird wohl etwas anderes passiert sein.«

Drüben führte der Polizist den Mann aus dem Michaelskloster. Was wird mit dem Verhafteten geschehen, wenn er seine Unschuld nicht beweisen kann? Was wird mit mir geschehen, wenn man den wahren Täter entdeckt?

Es hieß alle Spuren beseitigen. Vorerst verbrannte ich den Rest des Kartons, aus dem ich die Münzen geprägt hatte, dann versteckte ich die Stanze im dunklen Flur eines benachbarten Durchhauses. An ihre Stelle legte ich eine alte, ausrangierte Stanze; sie

schnitt viel größere Kreise aus, die kein Mensch für Kupferkreuzer halten konnte.

Dass die Tat in einer Tuchhandlung begangen worden war, würde die Polizei sicherlich feststellen, und nur eine in unserer Straße kam in Betracht.

Bezirk schreibt man nicht mit ie, wie ich genau wusste. Ich erwog, ob ich nicht Dokumente herstellen und absichtlich Rechtschreibfehler hineinmachen sollte, um sie beim Verhör vor Polizeikommissar Olitsch zu vermeiden und so meine Unschuld zu beweisen. Oder wäre es nicht besser, zu flüchten? Russland soll riesig groß sein, dort wird man mich bestimmt nicht finden.

Am nächsten Morgen standen in der Zeitung drei Zeilen, ein Unbekannter habe in der Schwefelgasse münzenähnliche Kartonstücke ausgestreut und dadurch einen Auflauf hervorgerufen. Dieser Mitteilung folgte eine andere über die mutwillige Alarmierung der Feuerwehr im Vorort Zizkow. Die beiden Notizen trugen den gemeinsamen Titel »Bubenstücke«.

O weh! Also auch das hatten sie schon heraus, dass meine Münzen die Stücke eines Buben waren, kein Zweifel, sie waren mir auf der Spur. Ich konnte nicht schlafen, stündlich erwartete ich die Polizei, die da kommen musste, um mich zu holen. Wie dem Räuber Babinsky würde man mir Ketten anlegen, eiskalte Ketten, und mich in eine finstere Zelle sperren.

Es dauerte lange, ehe ich diese Befürchtung loswurde, ich vergaß sie erst bei der Lektüre des Mordpro-

zesses gegen den Verein »Omladina« (»Verjüngung«). Am Weihnachtsabend 1893 war der Handschuhmachergehilfe Rudolf Mrva in seiner Wohnung erstochen worden, und etwa ein Jahr später fand die Verhandlung gegen die Täter statt. Der spaltenlange Bericht war fein zu lesen, weil die Sätze kurz waren und nach jedem ein Absatz kam.

Vorsitzender: Sie klopfen an die Tür?

Angeklagter Dragoun: Ja.

Vorsitzender: Auf gewöhnliche Art?

Dragoun: Nein, mit unserem Klopfszeichen.

Vorsitzender: Wie war das?

Dragoun: Zwei langsame und drei schnelle Schläge und ein Kratzen an der Tür.

Vorsitzender: Daraufhin hat Mrva geöffnet?

Dragoun: Erst fragte er, wer da sei.

Vorsitzender: Was antworteten Sie?

Dragoun: Die rot-blaue Sieben.

Vorsitzender: Daraufhin hat Mrva geöffnet?

Dragoun: Nein. Er fragte zuerst, welcher Teil der Sieben. Ich nannte meinen Namen.

Vorsitzender: Welchen Namen?

Dragoun: Die Lampe im Felsen.

Vorsitzender: Wo hatten Sie das Dolchmesser verborgen?

Im Hintergrund dieser Mordgeschichte stand eine große antiösterreichische Verschwörung. Monatelang waren in Prag Wappen auf den Staatsämtern, Tabaktrafiken und Briefkästen, die Denkmäler des Kaisers

Franz I. und des Feldmarschalls Radetzky zu nächtlicher Stunde mit Teer oder Farbe beschmiert worden. Auf den steinernen Doppelaar der Finanzprokurator war eine Flasche mit roter Farbe geschleudert worden, und schaudernd sahen wir einen Raubvogel mit zwei Schnäbeln und vier Krallen, die von Blut troffen. Unter Aufsicht der Polizei und im Beisein undurchdringlich dreinschauender Neugieriger wurde stundenlang versucht, die Farbe wegzuschrubben. Nicht mehr zu helfen war dem Adler über dem Postamt am Kleinen Ring, dem waren die Köpfe abgeschlagen, zwei Drähte ragten aus dem klaffenden Doppelhals. Bei hohen Staatsbeamten langten Drohbriefe und sogar Höllmaschinen ein. Mit Riesenbuchstaben war auf eine Häuserwand der Elisabethstraße eine Bitte an den Kaiser gepinselt: »Franz Joseph, krepriere.« Über Prag wurde das Standrecht verhängt, ohne dass die Aktionen sich verminderten.

Plötzlich, sozusagen über Nacht, kam die Polizei einem tschechischen Geheimbund »Omladina« und ihrer Terrorgruppe »Das unterirdische Prag« auf die Spur. Massenverhaftungen setzten ein.

Ohne Zweifel lag Verrat vor. Die noch in Freiheit befindlichen Mitglieder der »Omladina« verdächtigten den buckligen Rudolf Mrva, Geheimname: »Rigoletto von Toskana«. In dem Notizbuch, das seine Geliebte ihm im Auftrag der Organisation entwendete, fand sich der Beweis für seinen Verrat, und als Mrva den Weihnachtsbaum schmückte, ertönten an seiner Woh-

nungstür die zwei langsam und die drei schnell aufeinanderfolgenden Klopffzeichen und das Kratzen ... Die rot-blaue Sieben ...

»Das ist die Liebe nur ganz allein«, sang der blinde Methodius, seine Messer wetzend, »sie stößt den Dolch in 'n Buckel rein.« Von der Haft der »Omladinisten« und ihrem Prozess sang er auch, aber ganz leise, denn das Lied war verboten, und drüben vor dem schwarzgelben Briefkasten stand, wie wir ihm warnend zuflüsterten, ein Polizist.

Der Mord an Mrva war der Höhepunkt dieser antidynastischen Welle, nach der Verurteilung der Führer verebbte sie, und eine antisemitische Flut konnte steigen. Im Wald beim Dorf Polna war die Leiche eines Mädchens aufgefunden worden, Dorfbewohner roteten sich zusammen und schrien, niemand anderer als die Juden hätten das Mädchen ermordet und man müsse alle Juden erschlagen. Um dieser Forderung wenigstens einigermaßen zu entsprechen, nahm der Gendarm irgendeinen Juden aus der Gegend fest, und gegen diesen, Leopold Hilsner mit Namen; wurde das Verfahren wegen »Ritualmords« eingeleitet. Ein oder zwei Jahre später, während Hilsner in Haft saß, entdeckte man abermals eine verweste Frauenleiche und legte ihm nunmehr auch den zweiten Mord zur Last.

Die Rolle, die Zola im Fall Dreyfus übernommen, übernahm im Fall Hilsner der Professor Masaryk. Ja, dessen Rolle war vielleicht noch undankbarer. Keine Zeitung stand Masaryk bei, und er führte diesen

Kampf allein, ebenso wie er gegen die gefälschte Königshofer Handschrift allein gekämpft hatte. Selbst diejenigen seiner Konnationalen, die gleich ihm die Ritualmordbeschuldigung als Wahnwitz erkannten, selbst sie ließen angesichts der alles überflutenden antisemitischen Verhetzung sowohl Hilsner als auch Masaryk fallen, »für Ruhe und Ordnung, gegen Freiheit und Gerechtigkeit«.

»Du Hilsner«, wurde den Judenkindern auf dem Schulweg zugerufen mit einer Bewegung gegen die Kehle; Nachahmung des »charakteristischen Schnitts«, der in dem Prozess eine Rolle spielte. Der blinde Methodius sang zwar nur ein elegisches Lied: »Hilsner, du arger Mann / Was hast im Brezinawald getan ...«, aber die Straße war erfüllt vom Ruf nach Rache und Pogrom. Hannchen, genannt Hanka Falschheit, die mich noch vor wenigen Tagen über Liebe aufgeklärt hatte, sang jetzt Hass: »Kaufet nicht beim Juden ein / Kaffee, Zucker, Möbel / Die Juden, sie erschlugen uns / Ein sehr junges Mädels.« Es kam zum Krach zwischen uns beiden, und ungeachtet unseres im Keller besiegelten Bundes ging sie von dannen, aus vollem beginnendem Busen schmetternd: »Mein Schubkarren ist mir lieb / Jeder Jud ist ein Dieb.«

Das war die Zeit, in der mir, umso mehr als ich einen Kinderdruckkasten besaß, die Idee kam, eine Zeitung zur Aufklärung der Massen herauszugeben.

Der Platz unter dem Stehpult unseres Ladens war keine unebene Räumlichkeit für die Zeitung des klei-

nen Mannes. Schräg wie das Dach eines Hauses war der Pultdeckel hoch über mir und so breit, dass Hauptbuch und Kassabuch aufgeschlagen nebeneinander liegen konnten. Wenn jemand zu meinen Häupten bücherliche Eintragungen machte, störte es mich nicht, denn von oben, durch den Pultdeckel hindurch, konnte er mich ebensowenig sehen wie ich ihn. Ja, er sah noch weniger von mir als ich von ihm: ich sah seine Beine; sie standen wie zwei Säulen vor dem Portal meines Zeitungspalastes. Die andere Front des Stehpults bestand aus polierten Latten, die mich vor den Blicken der Außenwelt verbargen. Links und rechts hatte ich freien Ausguck und konnte für meine Zeitung das öffentliche Leben beobachten, soweit es sich in unserem Laden vollzog, darin der meine eine Enklave war.

Der Name der Zeitung lautete »Zeitung«. Es wäre eine Fehlinterpretation, in diesem Titel die Anmaßung des Herausgebers sehen zu wollen, dass er seine Zeitung für die Zeitung an sich hielt. Eher war er dabei von der instinktiven Erkenntnis geleitet, kein Mensch würde die Zeitung als Zeitung erkennen, wenn er sie nicht durch den Titel als solche kenntlich mache. (Übrigens sollte sie auch kein Mensch zu Gesicht bekommen.)

Mit drei Garnituren von Bleibuchstaben – nach und nach angekauft – wurde sie gesetzt und in einer Auflage von einem Exemplar gedruckt, das sofort expediert wurde, und zwar in die kleine Kiste, die auch als

Redaktionstisch diente. Redaktionsfauteuil war der Fußboden.

An Stoff gibt es in einem Tuchladen keinen Mangel, auch an Stoff zum Schreiben nicht. Nehmen wir zum Beispiel Herrn Meyer, den Bankier aus der Heinrichsgasse. Er kaufte meist englischen Homespun, die »Pepper-and-Salt«-Stoffe wurden eigens für ihn aus Manchester bestellt. Mein Vater machte, wenn er Herrn Meyer Stoffe vorlegte, immer Witze, die sich auf Gespenster bezogen: »Wird viel getragen in Gespensterkreisen« oder: »Wünschen Sie ein okkultes

Muster oder lieber etwas Clairvoyantes?«² Einmal fragte ich meinen Vater nach dem Sinn dieser Anspielungen und erfuhr, dass Herr Meyer Spiritist sei und was das bedeute. Flugs druckte ich einen den Geisterglauben verdammen Artikel folgenden Wortlauts: »Gespenster gibt es nicht. Ritualmorde gibt es auch nicht. Es ist blöd, so etwas zu glauben.« Wie man sieht, war meine Zeitung ein Gesinnungsblatt.

Einige Zeit später wurde der Bankier Meyer unter dem Verdacht des Börsenbetrugs verhaftet, und ich – ein Zola und Masaryk zugleich – verfasste einen geharnischten, nicht weniger als drei Zeilen langen Artikel zu seiner Verteidigung, bestehend in dem Satz, dass Herr Meyer ein sehr anständiger Herr sei. Ich verschwendete mich in diesem Fall an kein unwürdiges Objekt, denn nach seiner Freilassung begann Bankier Meyer unter Pseudonym im Münchner »Simplizissimus« satirische und mystische Geschichten über Prag

zu schreiben und veröffentlichte den viel diskutierten, viel kritisierten Roman »Der Golem«. Aber nie hat Gustav Meyrink erfahren, dass ich der erste war, der über ihn geschrieben.

Einer meiner Artikel richtete sich gegen Politiker, die öffentlich den Boykott deutscher und jüdischer Waren predigten, aber bei uns einkauften. Allerdings traten sie nicht durch die Geschäftstür ein, sondern heimlich, durch den Hausflur. Sogar das Tuch für die Tschamara, den verschnürten Salonanzug der Panslawisten, bezogen sie bei uns; um dieses Tuch, einen gewöhnlichen Smokingstoff, zu bekommen, hätten die Boykottprediger wahrlich nicht zum Boykottierten gehen müssen.

Mein Blatt geißelte den Widerspruch zwischen Rede und Handlung, es verglich die Kunden des Hintereingangs mit den Mördern Mrvas, die Klopffzeichen anwandten und mit dem Dolch im Gewande zu ihren Opfern schlichen. Wie der Leser bemerkt, passt der Vergleich nicht, aber damals bemerkte das kein Leser, denn die Zeitung drang ja aus dem Souterrain des Stehpultes nicht hinaus, und obwohl seit ihrer Gründung ein halbes Jahrhundert vergangen ist, wird sie hier und an dieser Stelle zum ersten Mal zitiert. Hätte damals jemand von der Firma »S. Kisch & Bruder« diese Nummer gelesen, sicherlich wäre sie der Beschlagnahme verfallen und der Hersteller der Druckschrift wegen Geschäftsstörung zur Verantwortung gezogen worden. Schade, dass das nicht geschah, derge-

stalt hätte ich schon frühzeitig gelernt, dass Pressefreiheit dort aufhört, wo geschäftliche Interessen beginnen.

Als größtes Thema für meine Jugendjournalistik hätte sich eigentlich der Prager Dezember von 1897 darbieten müssen. Das waren wilde Tage. Die deutschen Abgeordneten im Reichsrat, die Tumulte an der Wiener Universität und die Straßendemonstrationen in Graz hatten den Sturz des Ministerpräsidenten Bardeni erzwungen und die Zurückziehung seiner slawenfreundlichen Sprachenverordnungen. Daraufhin erhoben sich die Tschechen. Deutsche Gebäude und Geschäfte in Prag wurden gestürmt, ihre Einrichtungen zertrümmert, Firmenschilder und Fensterscheiben eingeschlagen.

»Der Russe ist mit uns. Wer gegen uns ist, den wird der Franzose hinwegfegen«, sangen die Prager Demonstranten, und das galt als Hochverrat, denn mit Österreich standen Italien und Deutschland zum Dreibund zusammen, während die Franzosen und Russen bereits der zukünftige Erbfeind der Monarchie waren.

Immer größere Ausmaße nahm die Revolte an, machtlos war die Polizei, machtlos selbst das aufgebotene Militär. Vor den Gewehren der Infanterie wich die Menge nur zurück, um sich in einer anderen Straße zu sammeln und Steine zu schleudern. Gegen die Kavallerie wandten die Demonstranten »Knallfrösche« an, Feuerwerkskörper, die unter den Pferdehufen explodierten; die Pferde scheuten, von einem ge-

geschlossenen Vorrücken konnte keine Rede sein.

Unser Haustor war versperrt. Wir gingen nicht zur Schule, überhaupt nicht auf die Straße. In unserer Wohnung wurde keine Lampe angezündet. Trotz Verbots lugten wir Buben aufgeregt und neugierig abends aus dem Fenster. Die vom Wenzelsplatz vertriebenen Demonstranten gruppierten sich immer wieder. Ein Mann mit offenem Mantel rannte in unbeschreiblicher Hast durch die Gasse. Gerade vor unserem Haus hielt er eine Sekunde lang inne, knöpfte seinen Mantel ab und warf ihn hin. Im Schein der Gaslaterne sah ich sein Gesicht, es war fahl, Augen und Mund aufgerissen. Der Mann lief ins Ledergässchen, verschwand im Dunkel – nicht mir verschwand er, ich sehe ihn noch heute vor mir.

Eine Minute später klapperten Pferdehufe übers Pflaster. Dragoner. Mit den Säbeln schlugen sie die Scheiben der Schenke neben dem »Täubelhaus« ein, preschten zu Pferd in die Wirtsstube. Dann galoppierten sie weiter. An der Ecke des Ledergässchens überlegten sie, ob sie in diese Finsternis und Enge hineinreiten sollten. Ein Pferd verwickelte sich mit den Hufen in den weggeworfenen Mantel, der Reiter schenkte dem keine Beachtung. Die Schwadron ritt gradeaus, durch die Schwefelgasse. Wenn die Reiter jenen Mann verfolgten, waren sie auf falscher Fährte. Ich freute mich darüber, ohne zu wissen, warum.

Über alle diese großen Themen berichtete die Zeitung »Zeitung« kein Wort. Die Firma »S. Kisch & Bru-

der« war eine Woche lang geschlossen und damit auch meine Redaktion und Druckerei.

1. militärische Kopfbedeckung <<<
2. (franz.) Hellseherisches. <<<

Wirklich gedruckt

Das vorige Jahrhundert und meine Existenz überschneiden sich, fünfzehn Lebensjahre haben wir beide gemeinsam. Ich sitze längst nicht mehr redigierend, druckend und herausgebend unter dem Stehpult. Nur die Kiste dient mir noch. Sie, die mir Schreibtisch und Absatzgebiet gewesen, ist nun Depot für Manuskripte meiner Poesie und Prosa. Sogar ein Theaterstück enthält sie; für das anderthalbaktige Schauspiel »Die Rathausuhr« sollten nur die Bretter der Kiste die Bretter der Welt bedeuten.

Gerne würde ich meine Werke richtig gedruckt sehen. Aber da steht ein Aber: »Mitarbeit an Zeitungen oder Zeitschriften, beziehungsweise Einsendungen, auch wenn sie keine Veröffentlichung zur Folge haben, werden auf das rigoroseste, gegebenenfalls mit Relegierung bestraft.« Mit diesen Worten des Amtsschreibers versucht die »Disziplinarordnung für Schüler der k. k. Mittelschulen« jede Äußerung eines jugendlichen Genies zu ersticken.

»Auf das rigoroseste bestraft ...«, das würde mir unter normalen Umständen keine besondere Angst einflößen, im Allgemeinen heißt das einige Stunden Karzer, und die nähme ich gern für Ruhm in Kauf. Relegierung steht ja nur »gegebenenfalls« auf das Verbrechen der versuchten Literatur.

In meinem Fall aber ist es schlimmer. Dreimalige Verurteilung zu Karzer innerhalb eines Schuljahres hat automatisch den Ausschluss aus der Schule zur Folge. Und ich habe gleich zu Beginn des Schuljahrs 1899/1900 das Pech gehabt, zweimal nacheinander in den Karzer gesteckt zu werden.

Der erste Vorfall war eine Prügelei auf dem Schulhof. Gemeinsam saßen mein Gegner und ich die vier Stunden ab, und einer ließ den anderen die Strafarbeit abschreiben, was nicht hinderte, dass die Gegner unversöhnt schieden.

Am zweiten Delikt trug nicht ich die Schuld, sondern meine Großmutter. Wie oft wurde ich in meinem Berufsleben an diese groteske Episode erinnert, wie oft haben Redakteure, genauso wie damals meine Großmutter und aus ähnlichen Gründen, Tatsachen in meiner Arbeit beanstandet. War ich gegenüber meiner Großmutter im Recht? Urteilt selbst:

Ich war Quartaner, vierzehn Jahre alt, saß zu Hause und lernte Heimatkunde, die Geografie der im »Österreichischen Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder«. Ich hatte das Buch vor mir auf dem Tisch, das Kapitel »Herzogtum Salzburg« aufgeschlagen, die Arme aufgestützt, das Kinn in den flachen Händen.

Gestern hatte der Lehrer beim Schüler Kinzl zu prüfen aufgehört, der im Alphabet vor mir kam, morgen konnte ich als erster gerufen werden.

Neben dem Tisch saß Großmutter und strickte. Hal-

blaut las ich: »Das Herzogtum Salzburg hat einen Flächeninhalt von 7153 Quadratkilometern und 192.760 Einwohner.« Ich wiederholte: »7153, 7153« und »192.760«. Folgendermaßen ging der Text weiter: »Die Bevölkerung auf dem flachen Lande ernährt sich zumeist von Ackerbau und Viehzucht, in manchen Gegenden auch von Salzgewinnung. In den Städten sind Handel und Industrie bedeutend.«

Das brauchte nicht intensiv eingeprägt zu werden. War es doch die Eigenschaft aller Kronländer von Österreich, soweit ich sie gelernt hatte, dass Handel und Industrie in den Städten bedeutender waren als auf dem flachen Land, wogegen Ackerbau und Viehzucht niemals in den Städten blühten. Neu war nur die Salzgewinnung. Ich wiederholte mir: »... in manchen Gegenden auch von Salzgewinnung.« Dann lernte ich weiter: »Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Deutschen. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ...«

Ein leichtes Brummen ließ sich hören. Eine Fliege? Ich sah keine Fliege. Vielleicht war es mir nur so vorgekommen, als ob etwas gebrummt habe, eine akustische Täuschung. Großmutter saß strickend da. Sicherlich hatte nichts gebrummt, wo sollte denn auch jetzt, im September, eine Fliege herkommen? Ich schaute wieder in mein Buch, um weiterzulernen. Wo war ich denn stehengeblieben?

»Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Deutschen. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg

...«

»Mach' keine Witze und lern'«, sagte Großmutter in einem Ton, der Güte und Freundlichkeit war. Verständnislos sah ich sie an, sie aber bemerkte den fragenden Blick nicht, sie strickte.

»... fast ausschließlich aus Deutschen. Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg«, wiederholte ich.

»Du sollst keine Witze machen und lernen.« Kein Groll lag in ihrer Stimme. Es schien nur ein freundlicher Rat zu sein, den sie mir erteilte, eben der Rat, keine Witze zu machen und zu lernen.

»Ich lerne doch, Großmama.«

»Gut, gut, mein Kind.«

Verärgert über diesen ihren Gleichmut, wiederholte ich den letzten Satz, möglicherweise sogar etwas lauter, als es die Weisheit, dass Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist, erfordert hätte. Vielleicht hätte ich ihn überhaupt nicht wiederholen sollen. Vielleicht habe ich doch einige Schuld an dem Vorfall? Wie dem auch sei, ich will mich heute weder mit Selbstvorwürfen noch mit Verteidigungsreden plagen, beides wäre verspätet. »Urteilt selbst«, habe ich oben gesagt.

»Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg ...«

Großmutter drohte: »Du wirst ein paar Ohrfeigen kriegen, wenn du nicht aufhörst, Dummheiten zu reden.«

Ich trotzig: »Ich rede keine Dummheiten, ich lerne, was hier im Buch steht.«

Bestimmt, Gerechtigkeit in jedem Akzent, erklärte sie: »Wenn du lernst, was im Buch steht, werde ich nichts reden.«

Da hatte ich sie. Wollen mal sehen, ob sie ihr Wort halten wird, nichts zu reden, wenn ich das lerne, was im Buch steht. »Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzbu ...«

Und schon hatte ich eine Ohrfeige. Wie gesagt, ich war Quartaner. Ein Quartaner lässt sich nicht ohne weiteres ohrfeigen, am allerwenigsten wegen einer wissenschaftlich erwiesenen Tatsache, die er schwarz auf weiß vor sich hat. Ich stampfte mit dem Fuß und schrie. Großmutter aber schrie jetzt auch, ihr Garn war gerissen und ihre Geduld.

Meine Mutter kam ins Zimmer geeilt und gab mir noch eine Ohrfeige. Begründung: »Warum ärgerst du die Großmutter?«

»Ich ärgere sie nicht, ich lerne nur, was im Buch steht, und Großmama behauptet, ich mache Witze.«

»Blödheiten redet er, anstatt zu lernen«, rief Großmutter in mein Plädoyer.

»... nur was im Buch steht.«

»Die Hauptstadt von Salzburg ist Salzburg und solchen Unsinn quatscht er.«

»Au«, machte ich, denn ich hatte eben die zweite Ohrfeige von meiner Mutter bekommen, »da steht doch, dass Salzburg ...«

»Wo steht das?« sagte meine Mutter, hob, neuerlich schlagbereit, die rechte Hand und lenkte ihre Au-

gen in das Buch.

Dort stand es tatsächlich.

»Mutter!«, sagte meine Mutter zu der ihren, »hier steht wirklich, dass ...«

»Was steht dort?«

»... dass Salzburg die Hauptstadt von Salzburg ist.«

»Sehr gut!« kreischte Großmutter. »Das ist ja sehr gut!« Sie war ganz außer sich. »Das ist großartig!« So wütend hatte ich sie noch nie gesehen: »So? Steht das dort? Salzburg ist die Hauptstadt von Salzburg, steht dort? Was steht noch dort? Böhmen ist die Hauptstadt von Böhmen, Wien ist die Hauptstadt von Wien – steht das auch dort?«

»Aber, Mutterl, wenn wirklich ...«

»Dann braucht er das nicht zu lernen. Das kann er sowieso. Jungbunzlau ist die Hauptstadt von Jungbunzlau!« Großmutter hatte eine Tochter in Jungbunzlau verheiratet, eine andere in Pilsen und eine dritte in Brünn. Bei dem Wort »Jungbunzlau« erinnerte sie sich wohl, dass sie diese beiden anderen Töchter und meine Mutter, die in Prag war, nicht vernachlässigen dürfe, und schrie, Pilsen sei die Hauptstadt von Pilsen, Brünn die Hauptstadt von Brünn und Prag die Hauptstadt von Prag. Mehr Töchter hatte sie nicht, wir glaubten also, mit diesen Hauptstädten werde es zu Ende sein. Aber es war nicht zu Ende. »Afrika ist die Hauptstadt von Afrika, Deutschland ist die Hauptstadt von Deutschland – wenn das alles in dem Buch drinsteht, braucht er nicht zu studieren.«

Sie sprang auf und packte – die wirtschaftlich sparsame Großmutter! – das Lehrbuch der Heimatkunde und warf es mit Wucht und in großem Bogen aus dem Fenster. »Nicht einen Neukreuzer geb' ich für sein Studium her, so wahr ich leb'. Italien ist die Hauptstadt von Italien, wirklich, sehr gut!«

Beruhigungsversuche blieben vergeblich. Ein wahrer Paroxysmus¹ hatte Großmutter erfasst. Vor einer imaginären Landkarte tanzte sie hin und her, sprang von einem Weltteil auf den anderen, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Mit ausgestreckten Armen behauptete sie, Österreich sei die Hauptstadt von Österreich, Amerika die Hauptstadt von Amerika, Berlin die ...

Es klingelte an der Wohnungstür, wir hörten aus dem Vorzimmer die Stimme der Frau Popper, aber Großmutter war nicht willens oder nicht in der Lage, auf Besuch Rücksicht zu nehmen, sie fuhr fort mit ihren geografischen Feststellungen. »Berlin ist die Hauptstadt von Berlin, Frau Popper ist die Hauptstadt von Frau Popper«, schrie sie, und schrie, bis Babitz, der kleine Ort, dem sie entstammte, von ihr zur Hauptstadt von Babitz erklärt worden war.

Tags darauf ging unser Geografielehrer, ein glatter, übertrieben elegant gekleideter Herr, wie immer zu Beginn des Unterrichts, die Bankreihen durch, um zu kontrollieren, ob jeder Lehrbuch und Geografieheft vor sich liegen habe. Auch ich hatte beides auf dem Pult, die Heimatkunde sogar in sauberes blaues Papier

eingeschlagen. Leider kam ihm das Buch etwas zu dick vor, er nahm es in die Hand und stellte fest, dass es die französische Grammatik war.

»Hm, hm. Wo haben Sie die Heimatkunde?«

»Ich habe sie vergessen.« Unmöglich konnte ich ihm doch sagen, dass meine Großmutter sie gestern aus dem Fenster geworfen habe.

»Nun, das macht nichts«, bemerkte er mit seiner gleisnerischen Freundlichkeit und schwang das lange schwarze Band, an dem sein Kneifer befestigt war. »Wenn Sie die Heimatkunde im Kopf haben, brauchen Sie kein Buch. Kommen Sie heraus.«

Wahrscheinlich wäre ich auch gerufen worden, wenn ich mein Lehrbuch besessen hätte, denn die Prüfung hatte ja in der letzten Stunde bei Kinzl, meinem Vorgänger im Alphabet, aufgehört. Jedenfalls aber überstürzte sich infolge des Fenstersturzes der Heimatkunde nun auch der Lauf der Ereignisse.

»Was wissen Sie über das Herzogtum Salzburg?«

Ich begann aufzusagen, sehr laut, sehr schnell. Er wird merken, dass ich über das Herzogtum Salzburg genau unterrichtet bin, und wird mir – so hoffte ich – eine andere Frage stellen. »Das Herzogtum Salzburg hat einen Flächeninhalt von 7153 Quadratkilometern und 192.760 Einwohner. Die Bevölkerung auf dem flachen Land ernährt sich zumeist von Ackerbau und Viehzucht, in manchen Gegenden auch von Salzgewinnung. In den Städten sind Handel und Industrie bedeutend. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus